



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., I.: David Strauß.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Joch der Etikette auf, und der Naturalismus tritt bisweilen sogar mit einer Verbtheit auf, welche vom Standpunkte der Aesthetik aus gemißbilligt werden muß. Uebrigens spielt auch auf der englischen Bühne die Ueberlieferung eine viel größere Rolle als bei uns, und bei genauer Untersuchung möchte sich gewiß die Auffassung mancher Hauptrolle nebst andern charakteristischen Eigenthümlichkeiten bis auf die Elisabethanische Zeit zurückführen lassen. Hier ist alles conservativ und die Bühne nicht am wenigsten.

Auf das Lustspiel folgte ein musikalisch-declamatorisches Potpourri, das selbst auf einem deutschen Sommertheater ausgepiffen worden wäre und mich schleunig nach Hause trieb.

Charakteristisch schottisch war es, daß ich das Stück selbst, welches ich bei dieser Gelegenheit in meinem Gedächtniß aufzufrischen wünschte, in keiner Leihbibliothek erhalten konnte. Die vornehmste und reichhaltigste gab meinem Boten auf einem Zettel die bezeichnende Antwort mit: „Einige Buchhändler in der Nähe von Leith Walk — in dieser keineswegs respectablen Gegend befinden sich nämlich die Theater — werden es wahrscheinlich haben. Es ist in einer Sixpenny-Serie von Schauspielen erschienen.“ Das hieß mit andern Worten: wie kann man so wenig respectabel sein, aus einer respectablen Leihbibliothek ein Theaterstück zu verlangen!? Wenn aber die Rivals, eine klassische Perle in der dramatischen Literatur Englands, bei den Presbyterianern in keinem höheren Ansehen stehn, was halten sie dann von den Schauspielen zweiten und dritten Ranges?

David Strauß.

Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß. — Leipzig, Brockhaus.

Nicht mit Unrecht hat das Buch noch den zweiten Titel: „Huttens Leben. Dritter Theil.“ Denn so gründlich Strauß alles Material, das über Huttens inneres und äußeres Leben aufklären kann, zusammengeführt und durchgearbeitet, so künstlerisch er es gruppirt hat: — von einem Schriftsteller haben wir so lange ein unvollkommenes Bild, als uns seine Schriften unbekannt sind. Für die Gelehrten ist jetzt durch die große Böckingsche Ausgabe

gesorgt, aber Strauß wünscht mit Recht seinem Helden ein größeres Publikum. Diese Dialoge sind also die nothwendige Ergänzung der Lebensgeschichte, und das eine muß das andre tragen.

Wir wünschten dem Buch noch eine andere Ergänzung, und glauben damit einen ziemlich allgemeinen Wunsch auszusprechen. Um dies zu motiviren, sei uns über das „Leben Hutten's“, das seiner Zeit in den Grenzboten selbst den competentesten und gründlichsten Beurtheiler gefunden, Böcking, eine kurze Bemerkung gestattet.

Man erinnert sich der wahrhaft erhebenden Schlußstelle, in welcher Hutten's Gestalt dem deutschen Volk als warnend und strafend vorgeführt wird. Die Stelle leidet an dem einen Uebelstand, daß sie den Leser überrascht, während der Schluß eines historischen Buchs, wenn er die richtige Wirkung hervorbringen soll, nichts anderes enthalten darf, als den richtigen Ausdruck für das, was jeder Leser mehr oder minder klar bei der Lectüre wirklich empfunden hat. Das Leben Hutten's macht auf den unbefangenen Leser nicht ganz den Eindruck, den der Verfasser bei jener Stelle voraussetzen scheint, und der Uebergang, durch den das Bild motivirt ist, die Beziehung auf den abgefallenen Crotus, sieht componirt aus. Es soll nicht etwa die Wahrheit bestritten werden: im Gegentheil, was jener Biographie vielleicht den größten Reiz gibt, ist die starke, unerschütterliche, ins Große wie ins Kleine sich erstreckende Wahrheitsliebe des Verfassers. So wahr er darstellt, so wahr empfindet er auch, und auf ihn selbst hat das Leben, das er erzählt, wirklich den Eindruck gemacht, den er an jener Stelle wiedergibt. Daß er ihn dem Leser nicht ausprägt, ist nicht seine Schuld.

Lenau sagt einmal in seiner Einleitung zu den Albingensern, obgleich er sich damit tröstet, daß Freiheit und Vernunft doch endlich siegen müssen: „Herb ist's, das lang ersehnte Licht nicht schauen, zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.“ Es ist eine nicht seltene Erscheinung bei den Vorkämpfern der guten Sache, daß sie bei aller Kraft und Tiefe ihrer Seele doch nicht Kraft und Tiefe genug entwickeln, um der Nachwelt das freudige Bild eines Helden oder Märtyrers zu hinterlassen. Ihr Ideal wird von der wirklichen Kraft nicht ganz gedeckt. Solche Männer haben etwas Unstütes und Friedloses, das sich dadurch von den gewaltigen innern Kämpfen wahrhaft großer Männer unterscheidet, daß der Kampf zu keinem rechten Resultat führt. In sich selbst unbefriedigt, hinterlassen sie auch ein unbefriedigendes, unfertiges Bild: nicht bloß wegen der Mißgunst ihres äußern Geschicks, denn „die Natur steht mit dem Genius in ewigem Bunde.“ Hutten ist eine wichtige und bedeutende Figur in dem Kreise der Humanisten, er gehört aber nicht in den Mittelpunkt derselben.

Das ist, wie man sieht, kein Tadel, sondern nur eine Erklärung. Eine

Biographie Huttens war schon aus wissenschaftlichen Gründen nothwendig, und in jeder Biographie steht der Held in der Mitte. Aber es soll uns rechtfertigen, wenn wir eine Ergänzung für wünschenswerth halten.

Es fehlt uns nämlich an einer Geschichte der deutschen Renaissance, die für unser Volk vielleicht ebenso nützlich und erfreulich sein würde, als eine Geschichte der deutschen Reformation. Leider haben wir für Beides keine deutschen Ausdrücke. Renaissance heißt Wiedergeburt des Alterthums, Reformation Wiedergeburt des Christenthums. Die letztere Bewegung war bekanntlich die jüngere, sie steht aber, wenigstens in Deutschland, der ersteren nahe genug. Beide wirkten bald abstoßend, bald anziehend auf einander, aber stets mit ungemeiner Kraft. Ein Bild nun von dieser Wiederbelebung des Alterthums, wie sie auf den deutschen Geist einwirkte und von ihm ergriffen wurde, würde einen local und zeitlich begrenzten Umfang haben, da in Deutschland vollständiger als anderwärts der Humanismus von der Theologie niedergeschlagen wurde; es würde eine Reihe höchst interessanter Figuren enthalten, die in einem wesentlichen Zusammenhang zu einander stehn, und es würde bedeutungsvoll für unsere gegenwärtigen Conflicte sein, die immer auf diesen alten zurückführen. Vielleicht würde für solch ein Werk Niemand befähigter sein als Strauß, der in seinen beiden letzten Biographien gezeigt hat, wie fest und bestimmt auch bei sehr schwierigen Aufgaben die Striche sind, mit denen er seine Figuren umreißt, und der mit tiefem wissenschaftlichem Ernst, seltener Gelehrsamkeit und Begeisterung für die Sache des Humanismus eine Eigenschaft verbindet, die mit jenen andern nur selten zusammentrifft, nämlich ein mehr als äußeres Verständniß für die innern Kämpfe des Glaubens. Strauß weiß aus eigener Erfahrung, was theologische Kämpfe bedeuten, er versteht die Sprache und Empfindungsweise einer Zeit, die in der modernen Theologie doch immer noch sehr bedeutende Spuren zurückgelassen hat, und wenn wir aus dem Ton der Vorrede schließen dürfen, jene Kämpfe haben mehr als man vermüthete, auch in seiner Seele stattgefunden.

Diese Vorrede wird für den Augenblick die meisten Leser mehr beschäftigen, als das Buch selbst. Wir können nicht leugnen, daß es uns auch so ergangen ist. Nachdem Strauß in der Sache, die ihn zuerst ins öffentliche Leben einführte, lange Zeit geschwiegen, wirft er jetzt einen Blick in die vergangenen fünf und zwanzig Jahre und seine eigene Thätigkeit innerhalb derselben, einen Blick voll gerechten Selbstgefühls, der doch etwas Schmerzliches enthält, und unsere Theilnahme für den Mann nur noch steigert. Das Subjective lassen wir bei Seite und suchen uns nur darin zu orientiren, was das „Leben Jesu“ seiner Zeit gewesen ist und was es noch heute wirkt. Mit Recht bemerkt Strauß, daß jeder, der sich an den geistigen Kämpfen der Zeit stärker betheiliget hat, irgendwie von ihm influirt worden ist; bis zu einem

gewissen Grad kann sich also jeder von seinem subjectiven Standpunkt aus darüber Rechenschaft geben.

Für uns sind das wichtigste bei jenem Buch nicht die theologischen Streitigkeiten, die sich daran knüpften, obgleich diese sehr viel dazu beitrugen, das Aufsehn und also die Wirkung zu steigern, auch nicht was es in streng wissenschaftlicher Beziehung geleistet hat. Das Leben Jesu von Strauß bildet den Markstein zweier scharf von einander getrennten Epochen der deutschen Literatur, von denen wir die zweite noch nicht übersehn können, weil wir mitten darin stehn und arbeiten, deren Princip wir aber als einen ganz entschiedenen Gegensatz gegen die frühere empfinden, die mit Fichte's Wissenschaftslehre beginnt.

Bekanntlich war Lessings Polemik, ehe er die Fragmente herausgab, mehr gegen die liberale als gegen die orthodoxe Theologie gerichtet. „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welche eine jede ihren Weg fortgehn konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.“

Was hätte Lessing gesagt, wenn er in unsern Zeiten gelebt hätte! Denn der alte Rationalismus, der hier gemeint ist, der Abklatsch der Wolff'schen Philosophie, war doch im Ganzen sehr unschädlich und bescheiden im Vergleich zu dem „vernünftigen“ Christenthum, welches in den dreißiger Jahren von den philosophischen und theologischen Kathedern vorgetragen wurde. Das Glaubensbekenntniß des Rationalismus, wenn man von einigen Redensarten absah, ließ sich zur Noth auf ein paar Seiten zusammenfassen; die „wissenschaftliche“ Theologie der neuen Zeit umfaßte ganze Bände, und war nicht abgeneigt, neben der augsburgischen Confession auch den heidelberger Katechismus und allenfalls die Beschlüsse des tridentiner Concils als „aufgehobene Momente“ in sich aufzunehmen. Schelling und namentlich Hegel haben zwar das Meiste darin geleistet, aber der Tonangeber war doch Fichte, der zuerst von dem Grundsatz ausging, die Logik sollte nicht bloß ein Kanon, sondern ein Organon sein, d. h. sie solle nicht bloß die empirischen Studien einerseits, das Rechtsgefühl andererseits beaufsichtigen, ihnen die Grenze stecken u. s. w., sondern sie solle sie ersezen. Diese Idee, die zwar in dieser harten Consequenz niemals ausgesprochen wurde, wucherte zuerst in den sogenannten genialen Kreisen, dann wurde sie auf die Katheder verpflanzt und durchdrang in immer weitem Kreisen die gebildete Jugend. An Opposition fehlte es nicht: die empirische Wissenschaft, auch die Theologie knirschte mit den Zähnen, wenn man ihnen die Worte im Munde verdrehte; aber immer weiter wurde der Kreis der Eingeweihten, immer stärker auch bei den draußen Stehenden die heim-

liche Begier, in diesen Kreis aufgenommen zu werden. Es ist nicht bloß von der Theologie die Rede, der Einfluß der Metaphysik erstreckte sich auf alle Zweige des Denkens und Empfindens, ja selbst das wirkliche Leben entzog sich ihm nicht, da der „Staat der Intelligenz“ diese Stütze der Abstraction nicht verschmähte. Da trat zum allgemeinen Erstaunen aus dem Kreise der Eingeweihten einer auf, und wies die ganze bisherige Vorstellung von der neuern Speculation als einen Mythos nach. — Wir wissen wol, daß Strauß es eigentlich nicht wollte. Erzogen in der Schule Hegels und Schleiermachers, wollte er theils ein wissenschaftliches Werk ausführen, theils sein eignes Gemüth erleichtern, indem er sowol die Theorie des Supranaturalismus als die alte Voltairesche Ansicht von dem Priestertrug durch die Anwendung des Mythos auf die Religion ersetzte. Denn der Mythos, der im still verborgenen, aber naturnothwendigen Schaffen den Inhalt des Volksgemüths bildlich ausdrückt, hat eine viel größere Dignität in geistiger Beziehung, als selbst die Chronik, von Leuten aus dem Volk aufgezeichnet, die über Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit ihrer eignen Beobachtungen kein geschultes Urtheil haben. Einer der spätern leidenschaftlichen Feinde des Christenthums hatte nicht Unrecht, die „Mythenbildende Substanz“ das letzte Vollwerk zu nennen, hinter welches der „heilige Geist“ sich versteckte.

Was Strauß wirkte, war nicht ganz das, was er wollte. Wäre in der nämlichen Zeit ein Buch erschienen, welches gegen den Katechismus ebenso sehr verstieß, aber nicht von einem Eingeweihten: der Lärm wäre vielleicht auch groß gewesen, aber die Wirkung weniger nachhaltig. Nicht daß der Einzelne mit solchen Ansichten auftrat, nicht daß er gute Gründe vorbrachte, war das Epochemachende dieses Werks, sondern daß sich auch für den Ungeübten klar herausstellte, der ins Speculative übersetzte Katechismus enthalte etwas ganz anderes als der wirkliche Katechismus. — Noch viel deutlicher stellte sich dies bei der „Dogmatik“ heraus, die wir beiläufig für bedeutender halten, als das „Leben Jesu“. Dogma für Dogma wurde historisch durchgenommen, in seiner allmäligen Umwandlung bis zu seiner Projection ins Hegelsche System, und hier konnte von keinem Mißverständniß mehr die Rede sein. Es wurde Allen deutlich, daß die Hegelsche Philosophie durch ihren Synkretismus aller Geistesformen nicht conservativ, sondern desorganisirend gewirkt hatte, und nachdem die jüngern Hegelianer noch einige Jahre hindurch das Werk der Zerstörung, diesmal mit Bewußtsein, fortgesetzt hatten, wurde endlich das künstliche Band, das bisher die einzelnen lebendigen Kräfte gefesselt hatte, gewaltsam gesprengt, die Speculation wurde aufgegeben und Naturwissenschaft, Geschichte, Oekonomie, Politik traten an ihre Stelle. Strauß hatte mit der überlegenen Bildung, die ihm sein philosophisches Studium gab, die Augen der Geweihten und Ungeweihten auf die Realität hinge-

lenkt, auf die wahre Signatur des neuen Zeitalters. Dies und nicht etwa der Sturz der Theologie ist die historische Stellung seines Werks. Die Theologie hat schon schwerere Stürme überstanden und ihr Reich hat sich seit 1835 nicht vermindert, sondern vermehrt: das ist auch eine von den Realitäten, vor denen man sein Auge nicht verschließen darf.

Es könnte nach dem Vorigen scheinen, als wollten wir über die hegel'sche Philosophie ungünstiger urtheilen, als wir sonst gethan. Das ist nicht der Fall. Sie war eine nützliche Schule für unser Volk gewesen, eine Schule, in der wir gelernt haben die Begriffe flüssig zu machen, den todten Vorrath empirischer Wahrnehmungen und hergebrachter Meinungen in Leben und Bewegung zu setzen. Es war eine große Schule zur Freiheit, aber es war hohe Zeit, daß wir die Schule verließen; denn wir wären in der dringendsten Gefahr, gestinnungslose Sophisten zu werden.

Was nun Strauß hauptsächlich zu seiner Rolle befähigte, war seine tiefe Wahrheitsliebe. Nicht ohne Grund haben wir vorhin an Lessing erinnert, selbst in der Ausdrucksweise erinnert Strauß zuweilen an ihn — das ist freilich ebensowol ein Unterschied, als eine Aehnlichkeit. Es ist bei beiden nicht bloß Haß gegen die Unwahrheit, sondern auch gegen ihre schwächeren Formen, gegen die Incorrectheit und Ungründlichkeit. Wenn Leibniz den Socinianern einen falschen Syllogismus nachweist, so würde Strauß daran eine ebenso unbefangene Freude haben, als Lessing. Zwar ist Strauß einheitlicher geformt und viel weniger reich, aber ein Zug, der mit Lessings sonstigem Wesen in scharfem Contrast steht, fehlt auch bei ihm nicht ganz, ein Zug, den man nur uneigentlich mystisch nennen darf: die Vorliebe für das Viel-lei-cht! das Uebertreten ins Gebiet der Ahnung. Freilich sind Beide kräftig genug, wo die Ahnung sich übernimmt, ihr sofort die Grenze anzuweisen.

Aus diesem Haß gegen alles Ungründliche erklärt sich der Ton, in welchem der moderne Synkretismus zwischen Vernunft und Unvernunft besprochen wird, ein Ton, den wir herzlich und vollständig billigen; denn nichts ist ein gefährlicheres Gift für Verstand und Redlichkeit eines Volkes, als diese Neigung, vermitteln zu wollen, was nicht zu vermitteln ist.

Indem wir also die Aufforderung des Verfassers, uns selber klar zu machen über das, was wir im Christenthum noch glauben oder nicht glauben, in ihrer vollen Berechtigung anerkennen, müssen wir ihn davor warnen, aus den Resultaten seines eignen Nachdenkens voreilig auf die Resultate bei Andern zu schließen. Die Kirche und was ihr zu Grunde liegt ist stärker als er glaubt. „Ist es doch, sagt er in der Vorrede, unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich.“ — Ist das nicht ein voreiliges

Urtheil? — Um es genauer zu prüfen, muß man untersuchen, was das Wort Glauben bedeutet. —

Glaube drückt zweierlei aus: eine Kraft und eine Schwäche. — Wenn Luther gleich Jakob im heißen Gebet mit Gott ringt, ihn nöthigt ihm Rede zu stehn, und als das Resultat dieses harten und qualvollen Kampfes die feste Zuversicht mit sich nimmt, die ihn unerbittlich macht gegen das Mitleid, unerschrocken gegen die Drohungen der Fürsten und gegen die Anfechtungen des Teufels, und ihn zu der welthistorischen Rolle befähigt, die er wirklich durchgeführt hat, so ist das eine Kraft des Glaubens. Wenn J. J. Moser in gleicher Weise Gott zwingt, das Weltgericht zu anticipiren und ihm die Begnadigung für seine Sünden im Voraus zu ertheilen, um dann mit sich selbst im Reinen zu sein, so ist auch das, wenn auch nur im geringeren Maße, Kraft des Glaubens. Ja wenn Lavater, der den Glauben selbst nicht hat, doch so fest daran glaubt, durch den Glauben Gott zwingen zu können, und nun unablässig nach dem Glauben sucht, so ist auch da noch eine gewisse Spur von Kraft. Diesen Glauben meinte Luther, wenn er lehrte: der Glaube macht selig, nicht die Werke. Fasten, Almosen geben, und die sonstigen gute Werke, sind nützlich, aber die Seligkeit können sie nicht geben, die Seligkeit wird nicht geschenkt, nicht erkauf, sie muß im harten Kampf mit Gott erworben werden; und diese Willenskraft, durch welche wir Gott bezwingen, heißt der Glaube.

So dachte Luther. Anders fasten seine nächsten Nachfolger den Glauben auf. Glauben heißt im gemeinen Leben, etwas für wahr halten was man nicht weiß, und der Glaube, durch den diese Lutheraner von der strikten Observanz selig zu werden hofften, bestand darin, daß sie alle Sprüche der Bibel und alle Punkte des Katechismus für wahr erklärten und Jeden verdamnten, der sie anfocht. Sich selbst legten sie als Glaubenspflicht auf, nicht gegen den Katechismus zu raisonniren, sondern alle Punkte desselben so oft und so laut als möglich zu wiederholen, ihren Schafen legten sie die Pflicht auf, nicht gegen ihre Hirten zu raisonniren. Das war nun freilich ein bequemerer Weg, selig zu werden, als der Weg Luthers; denn zu dieser Art von Glauben gehört keine andere Kraft als die, seinem Verstand für einige Zeit Schweigen aufzulegen. Für einige Zeit: denn man glaubt doch nicht fortwährend, man hat noch andere Dinge zu thun, das Feld zu bestellen, den Lauf der Sterne zu berechnen, und was es sonst sei. Nur für die Zeiten, wo man sich mit dem Glauben beschäftigt, wird dem Verstand Schweigen auferlegt. Dieser Glaube wird also desto leichter, je unkräftiger der Wille ist.

Glaube ist die Kraft einer dämonischen Natur, Glaube ist die Schwäche einer unfreien Seele; — welche von diesen spricht Strauß unserm Zeitalter ab? — In Bezug auf die erste könnte er Recht haben; denn eine dämonische

Natur sucht sich in unsrer Zeit andre Glaubensformen, wie Napoleon, der an seinen Stern glaubte. Meint er aber das zweite, so dürfte er irren. Die Masse ist zu allen Zeiten unfrei; gewöhnt sie einige Jahre hindurch, etwas nachzusprechen, so glaubt sie zu glauben, d. h. sie glaubt wirklich. Denn bei der Kraft des Glaubens ist darin ein Unterschied, bei der Schwäche des Glaubens aber keiner. Und daß die sogenannten Gebildeten, Theologen und Laien, nicht etwa von der Masse auszuschließen sind, und daß auch diese Art von schwächlichem Glauben durch Friction zum Fanatismus gesteigert werden kann, — wie lange ist es denn her, daß wir Tische gerückt haben? — Dieser Glaube ist Folge des Scepticismus, der sich noch etwas damit weiß, daß er nichts weiß. — Ein Gebildeter des 16. Jahrhunderts hat, wenn er sich seinen „Glauben“ hersagte, wol auch entweder gar nichts dabei gedacht oder sich, so gut es gehn wollte, die Artikel in seine Gedanken übersetzt, grade wie es heute geschieht. Gar nichts dabei zu denken, das fällt uns noch heute nicht schwer, für Formeln, die Artikel unsern Gedanken zu assimiliren, ist auch gesorgt und — denn wir gehn noch weiter — selbst bei kräftigern Naturen treibt die Reaction gegen das Halbe und Oberflächliche heute wie zu aller Zeit zur Paradoxie des Gegentheils. Warum sollen wir Bismarck und seine Schule, denen doch auch eine gewisse Bildung nicht abzuspochen ist, ohne Grund als Heuchler bezeichnen? Sie ärgern sich über das „Ausklärlicht“, welches nicht einmal an einen Teufel glaubt; und grade deshalb, weil das oberflächliche „Ausklärlicht“ über den Teufel raisonnirt, grade deshalb glauben wir an den Teufel mehr als an alles andre, und wenn wir ihn auch nicht sehn, so wissen wir doch so viel, daß Jeder ein Teufelsbraten ist, der nicht an ihn glaubt! — Das Menschenherz hat seine wunderlichen, geheimnißvollen Falten! wir rechnen in der Regel besser, wenn wir bewusste Heuchelei so viel wie möglich aus dem Spiel lassen. — Noch neulich hat Stahl einen Tractat über die Transsubstantiation geschrieben; nicht bloß bei dem was er sagt, sondern auch bei dem, was ihm seine liberalen Gegner erwidern, fragt man sich mitunter, ob man in China oder in Japan ist, oder ob die Welt unversehens wieder um einige Jahrtausende zurückgegangen ist.

Die Verdienste, welche sich Strauß um die älteste Geschichte des Christenthums erworben, erinnern in vieler Beziehung an Niebuhr. Auch von Niebuhrs Resultaten hat man vieles aufgegeben, grade das, worauf er zum Theil den meisten Werth legt, z. B. die historischen Volkslieder; und doch bekennt jeder, der sich auf solche Untersuchungen einläßt, ihm in Bezug auf die Methode wie auf die großen Gesichtspunkte des historischen Zusammenhangs, das Meiste schuldig zu sein. Neuerdings hat man einen kühnen Griff gethan, man hat die ersten Jahrhunderte als mythisch einfach weggelassen und auf die Zustände, welche der beglaubigten Geschichte voran gingen, aus den Resultaten geschlos-

fen, die von ihnen zurück geblieben sind. Wir glauben, daß auch die Geschichte des Christenthums einmal ihren Nommnen finden wird, der sie einfach mit dem zweiten Jahrhundert beginnt. Freilich wäre es wünschenswerth, über das, was vorher gegangen ist, etwas Bestimmtes zu erfahren, aber die echte Wissenschaft bescheidet sich, wo keine beglaubigten Documente vorliegen, mit dem Resultat, daß sich eben darüber nichts Bestimmtes ausmachen läßt. Von Seiten der modernen Theologen hat man gegen Strauß immer den historischen Christus hervorgehoben; aber man hat ihn da gesucht, wo er nicht zu finden ist.

Der historische Christus ist nicht der Christus der Evangelien. Wenn wir ihn aus den Evangelien kennen lernen wollen, ohne dabei die Reminiscenzen unsres Katechismus ins Spiel zu bringen, so werden wir kein sehr deutliches Bild empfangen. Die Belege für seine Göttlichkeit sind fast durchweg für die jüdischen Messiasgläubigen berechnet. Die Geschlechtsregister, die nicht einmal untereinander übereinstimmen, sind uns vollkommen gleichgiltig; die Lehren erkennen wir eben nur insofern als göttlich, als sie mit der unmittelbaren Stimme Gottes in uns übereinstimmen, und was die Wunder betrifft, so würden sie, auch ihre absolute Richtigkeit vorausgesetzt, doch lange nicht ausreichen, uns den Weltheiland zu malen. Kranke zu heilen, eine hungrige Menschenmenge mit wenig Material zu speisen, selbst Todte zu erwecken — das ist alles zwar sehr viel, aber ein Unbefangener kann sich keine Vorstellung machen, wie dadurch die Welt erlöst werden soll. Noch immer leiden viele Menschen Hunger, noch immer sterben sie, — ja auch Lazarus scheint später wieder gestorben zu sein.

Der historische Christus hat aber viel größere Wunder gethan, viel mehr zur Erlösung des Menschengeschlechts geschaffen, als wir aus diesen alten Büchern lesen. Der historische Christus hat die gemeine Lebensgier des alten römischen Reichs, das als Weltreich allen Geist niederdrückte, ausgerotet und den Menschen in die Geheimnisse des Geistes eingeführt. Der historische Christus hat, als im Lauf der Zeiten eine neue Barbarei und Anarchie die Welt bedrohte, eine starke gewaltige Seele erweckt, die zur Vändigung der germanischen Barbaren jenes wunderbare Gebäude der Hierarchie aufrichtete, das im scheinbaren Widerspruch mit allen Gefühlen der menschlichen Natur dennoch nothwendig war, die Cultur der Menschheit zu retten. Der historische Christus hat endlich, als die Zeit gekommen war, eine ebenso starke Seele erweckt, die dies überflüssig gewordene Band wieder sprengte und dem reif gewordenen Gemüth die Freiheit erkämpfte. Bonifacius, Gregor der Siebente, Luther sind ganz andere Zeugen für den historischen, für den lebendigen Christus, als Marcus und Lucas. Und nicht bloß in diesen Gewaltigen hat sich Christus offenbart, er hat unzählige Werke der Aufopferung,

der Liebe, der Barmherzigkeit hervorgerufen, denen die Menschheit ihre schönsten Blüten verdankt. — Bei diesen Zeugnissen des Lebens, warum suchen wir unter den Gräbern?

„Ich lobe dir, was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt! Vergib es mir lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt und trägt so lange. . . An der Schönheit des Tempels über der Erde will ich meine Betrachtungen weiden, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf Seifenblasen ruhte.“

Diese Bemerkungen sind auch in praktischer Beziehung nicht überflüssig. Strauß fordert die Gebildeten auf, offen ihre Ueberzeugung auszusprechen, auch wenn sie darüber den Namen Christen aufgeben sollten. Wir wollen offen die Wahrheit sagen und wir wollen doch Christen bleiben. Wir sind alle mit einander viel zu höflich gegen die modernen Glacius und Goeze gewesen, die Jedem das Christenthum absprachen, der nicht ihren Katechismus unterschrieb. Es ist Zeit, daß diese übertriebene Höflichkeit, deren sich bekanntlich auch Goethe schuldig gemacht, ein Ende nehme. Wer im Stande ist, die Wunder des historischen Christus und seine Thaten für die Erlösung des Menschengeschlechts lebendig nachzufühlen, wer die Schwingen des gleichen Geistes in seinem Innern empfindet, wer erkennt, ein Glied des großen Ganzen zu sein, das aus diesen Thaten und Wundern hervorgegangen ist — darf der sich nicht einen Christen nennen? auch wenn das, was er unter „Wunder“ versteht, etwas ganz Anderes ist, als was sich die Bildungssphäre eines Goeze darunter denkt. Das Christenthum soll nicht bloß fortgebildet werden, es ist bereits seit nahe an 2000 Jahren fortwährend fortgebildet. Nur folgt die Fortbildung den Bedürfnissen der Zeit, sie besteht nicht immer in der Erfindung neuer Dogmen; sie strebt vielmehr, den Tempel über der Erde unaufhörlich so zu befestigen, daß ohne Schaden ein Stück des Gerüsts nach dem andern weggenommen werden kann.

Ohne Schaden! Denn die Kirche hat eine große und heilige Mission erfüllt und erfüllt sie zum Theil noch jetzt. Kirche und Orthodoxyismus fällt nicht zusammen. Die Kirche, das Symbol unserer geistigen Gemeinschaft, darf unter den Streichen nicht leiden, die den Orthodoxyismus treffen. Die Streiche aber, welche der letztere am meisten zu fürchten hat, sind nicht etwa Widerlegungen: jeder Widerlegung setzt er in letzter Instanz das *credo quia absurdum* entgegen und ist auf diesem Boden unüberwindlich. Das Gefährlichste für ihn ist, wenn man ihn ganz und gar ignorirt, und durch positive Schöpfungen mehr und mehr einengt. In der Blütenzeit unserer Kunst war er sehr bescheiden; er wurde überlaut, als in Kunst, Wissenschaft und

Sitte wieder anarchische Regungen aufkamen. Eine sorgfältige Pflege der Wissenschaft und Kunst, ein politisches und sittliches allgemeines Leben, welches den überzeugenden Nachweis führt, daß man die Tugend nicht bloß aus Furcht vor der Hölle ausübt, verscheucht den Orthodoxyismus und reinigt die Kirche, denn jenes Nachtgespenst kann das Licht und den Tag nicht ertragen. Das ist es, was wir unter conservativer Opposition verstehen: nicht etwa jenen Synkretismus der Vernunft und Unvernunft, der nur den Lügengeist stärkt, und die Menschen sittlich schwächt. Die Quelle des falschen Glaubens ist sittliche Schwäche und intellectuelle Unklarheit; engt diese ein, und ihr habt gethan, was neues Amtes ist. Und daß Strauß in diesem Sinn die Aufgabe wirklich faßt, hat er durch sein ganzes Leben gezeigt. Er hat sich nicht irren lassen durch den Sturm, den sein erstes Werk erregte, ein Werk, das er zur Beruhigung seines Gewissens und im wissenschaftlichen Interesse geschrieben hatte; er hat rüstig fortgearbeitet im Gebiet der Wissenschaft, er hat, so viel es in seinen Kräften lag, auf die schönen Zeiten unsrer Kunst hingewiesen; er hat seine Bürgerpflicht für den politischen Fortschritt erfüllt. Man hat seinen frühern Ausspruch: Cultus des Genies, auf eine ganz unsinnige Weise mißverstanden. Er meinte damit nicht die Vergötterung großer Individualitäten, noch viel weniger freilich die Schonung verrückter Genies, — sondern er meinte die Pflege des lebendigen Geistes, der in allem Großen und Schönen sich offenbart, er meinte die Pflege desselben in der eignen Brust und in der Gemeinschaft mit den Menschen, er meinte den Anbau des Reiches Gottes im Denken, Empfinden und Handeln, er meinte den Cultus des historischen Christus!

Aufruf zu Beiträgen für Goethes Standbild.

Die Feier des zehnten Novembers hat tiefen Eindruck hinterlassen. Unwillkürlich keimten Wünsche und stiegen Verlangen auf, die bald nachher sich als laute Wünsche und Verlangen kund gaben. Allen Freunden deutscher Poesie mußte auf das Herz fallen, während Schillers Bildsäule mit lobenswerthem Eifer aufzurichten beschlossen wurde, Goethe, dessen Andenken in den